

Gesundheit und Integration – Beiträge aus Theorie und Praxis

Wege aus der Verletzlichkeit

Herausgegeben vom
Schweizerischen Roten Kreuz (SRK)

Seismo
LUSTIG

Inhalt

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-03777-158-7

© 2015, Seismo Verlag, Sozialwissenschaften und Gesellschaftsfragen
Zähringerstrasse 26, CH-8001 Zürich
E-Mail: buch@seismoverlag.ch
<http://www.seismoverlag.ch>

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung (Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung u. a. m.) dieses Werkes oder einzelner Teile ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

ISBN 978-3-03777-158-7

Koordination und Redaktion

Corinna Bisegger, Christa Hanetseder und Christine Rüfenacht (französische Beiträge), Departement Gesundheit und Integration, Schweizerisches Rotes Kreuz

Lektorat der deutschen Beiträge

Michael Herrmann, www.mrdhe.eu

Lektorat der französischen Beiträge und Übersetzungen

Übersetzungsdienst des Schweizerischen Roten Kreuzes

Umschlag

holensteinundholenstein, GmbH für Gestaltung, Zürich

Vorwort (Markus Mader, Direktor Schweizerisches Rotes Kreuz)	7
Einleitung <i>Corinna Bisegger und Christa Hanetseder</i>	9
Vulnerabilität und Wachstum über die Lebensspanne <i>Pasqualina Perrig-Chiello</i>	21
Arm und verletzlich: soziale Autonomie stärken <i>Ueli Mäder</i>	50
Agir en faveur des plus vulnérables en matière de santé <i>Bülent Kaya et Sibylle Bihr</i>	64
Vulnerabilität – ein Konzept und seine Anwendung in der internationalen Zusammenarbeit des Schweizerischen Roten Kreuzes <i>Lilian Iselin und Beat von Däniken</i>	81
Resilienz stärken – Verletzlichkeit verringern. Nachhaltigkeit in der internationalen Zusammenarbeit des SRK am Beispiel Honduras <i>Christina Aebischer und Lorenz Indermühle</i>	100
Syrische Flüchtlinge im Libanon – Herausforderungen, Hilfe und Veränderungen <i>Martin Thalmann</i>	114
Frauenhandel: Wenn Mütter betroffen sind <i>Shelley Berlowitz</i>	124
Behandlung traumatisierter Kinder im Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer SRK <i>Eleni Jörg-Zougli und Silvan Holzer</i>	137
Point d'Eau, la solidarité au service des plus démunis <i>François Chéraz</i>	151

Experienced Involvement. Eine Weiterbildung für Menschen mit psychischen Erschütterungserfahrungen eröffnet nachhaltige Perspektiven – ein Erfahrungsbericht <i>René Hadorn</i>	164
Kinder aus sozioökonomisch benachteiligten Familien früh stärken – Erfahrungen der Stadt Bern <i>Mona Baumann Oggier und Annemarie Tschumper</i>	173
Lobbying und individuelle Unterstützung: Der Kampf gegen Altersarmut bleibt aktuell <i>Kurt Seifert</i>	187
Verschuldung als Auslöser sozialer Destabilisierung. Stationen der Verschuldung privater Haushalte in der Schweiz <i>Christoph Mattes</i>	198
Autorinnen und Autoren	214

Arm und verletzlich: soziale Autonomie stärken

Ueli Mäder

Zusammenfassung

Armut bringt viel Leid mit sich. Sie erhöht die Verletzlichkeit betroffener Menschen, und zwar besonders im Kontext eines Reichtums, der den Anschein erweckt, alle könnten im Wohlstand leben. Individuell hilft es, die soziale Autonomie sozial Benachteiligter zu stärken. Strukturell sind sozioökonomische Rahmenbedingungen zu verändern. Sie stehen hier im Vordergrund.

Résumé

La pauvreté génère de la souffrance et augmente la vulnérabilité des personnes touchées, en particulier dans un contexte de prospérité qui donne l'illusion que tous pourraient vivre dans l'aisance. Il s'agit donc de renforcer individuellement l'autonomie sociale des plus démunis et de modifier structurellement les conditions-cadres socio-économiques, ici au premier plan.

1 Einleitung

Armut lässt sich als ein Mangel an sozialer Sicherung verstehen. Betroffen ist, wer seine existenziellen Bedürfnisse kaum befriedigen kann. Um Armut zu bewältigen, sind genügend Mittel für Essen, Wohnen und Gesundheit nötig. Gesundheit bedeutet aber auch psychisches Wohl. Was dazu beiträgt, sind soziale Autonomie und Kompetenzen. Sie helfen, Verunsicherung und Verletzlichkeit konstruktiv anzugehen.

Verletzlich sind Individuen und Menschengruppen, wenn sie unter Belastungen leiden und kaum in der Lage sind, ihre Lage zu bewältigen. Eine Ursache ist der Mangel an Ressourcen. Verletzlichkeit tritt somit häufig im Zusammenhang mit Armut auf. Wirtschaftliche, soziale und gesundheitliche Faktoren tragen dazu bei. Um Risiken zu vermindern, sind daher strukturelle Einflüsse zentral zu berücksichtigen. Hinzu kommen mehr kulturelle und situative. Sie prägen je spezifische Dynamiken und persönliche Dispositionen mit.

Ich setze mich in diesem Beitrag mit Formen, Folgen und Ursachen von Armut und Verletzlichkeit auseinander und berücksichtige dabei den raschen sozialen Wandel. Nebst theoretischen Konzeptualisierungen interessieren konkrete Lösungsansätze. Vorab gehe ich darauf ein, wie unterschiedlich

sich Armut fassen lässt. Begriffliche Klärungen dienen nicht nur dazu, sich verstehend sozialen Realitäten anzunähern. In ihnen steckt auch Definitionsmacht. Daher ist es wichtig, sich auch mit normativen Prämissen zu befassen.

2 Geld, Anerkennung und soziale Teilhabe

Wer Armut verstehen will, muss absolute, relative und subjektive sowie zahlreiche weitere Faktoren einbeziehen. Wenn wir Armut *absolut* definieren, gilt eine feste Grenze für das Einkommen. Der Bedarf hängt allerdings stark von der konkreten Lebenslage ab. Daher ist es sinnvoll, das Verständnis von Armut zu differenzieren und auch *relativ* auf das zu beziehen, was den durchschnittlichen Lebensstandard ausmacht. *Subjektiv* spielt zudem das eigene Empfinden mit, z. B. das Gefühl, keine erfüllende Perspektive zu haben. Wichtig ist auch, wie verbreitet die Armut ist und wie lange sie dauert. Ist sie quasi vererbt oder «transitorisch»? So wird die «vorübergehende Armut» zuweilen bezeichnet – und verharmlost. Wenn Eltern «nur ein paar Monate arbeitslos» sind, kann das gleichwohl den Selbstwert von Kindern für lange Zeit erheblich beeinträchtigen. Hinzu kommt, wie die Öffentlichkeit die Armut beurteilt. Gilt Armut als Schicksal, gesellschaftlich produziert oder als selbst verschuldet? Individualisiert, ist Armut besonders schwierig zu verarbeiten. Und wenn Arme inmitten des Reichtums leben, sind soziale Gegensätze besonders verletzend.

Armut hat *materielle und immaterielle Dimensionen*. Dazu gehören die Ausstattung an Ressourcen sowie Haltungen. Entscheidend ist, wer über wie viel Geld, Anerkennung und Teilhabe verfügt. Als zentral erweisen sich die Erwerbsarbeit und das gesellschaftliche Umfeld. Im Jahre 1972 gab es in der gesamten Schweiz offiziell 106 Arbeitslose. Materielle Armut schien passé zu sein, immaterielle Armut rückte in den Vordergrund. Sie bezog sich mehr auf eine erfüllende Lebensperspektive. Darauf folgten rezessive Einbrüche, die erhebliche Einkommensverluste und eine Rückkehr materieller Armut mit sich brachten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfasste der Soziologe Georg Simmel einen «Exkurs über den Fremden» (1908). Simmel verglich den Fremden mit dem Armen: Beide befinden sich in der Gesellschaft sowohl drinnen, als auch draussen und gehören nur teilweise dazu. Weil sie über wenig materielle Ressourcen verfügen, müssen sie mobil und flexibel sein. Die verordnete Ungebundenheit bedeutet Zwang. Sie erfolgt unfreiwillig und ist nicht selbst gewählt. Vielleicht ermöglicht sie aber auch eine Beweglichkeit, die freiheitliche Momente beinhaltet, Neid weckt und soziale Distanz erhöht. Integration meint eine aktive Teilnahme und Teilhabe am gesellschaftlichen Gefüge und ist meistens mit gegenläufigen Prozessen der Loslösung und des

Ausschlusses verbunden. Die beiden Begriffe Integration und Ausschluss verdeutlichen, wie die Armutfrage über den finanziellen Kontostand hinaus reicht. Relationale und soziale Bezüge wirken stark mit. Neue soziale Differenzierungen verändern im Kontext der Individualisierung alte Klassen- und Schichtkonzepte. In meiner Beurteilung geschieht dies in einer Weise, die das vertikale Konzept sozialer Klassen sozialräumlich ergänzt und nicht ersetzt. Die Dynamik von Integration und Ausschluss gilt als neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Sie dokumentiert spezifische Formen sozialer Ungleichheit. Aber damit sind soziale Klassen, die sich am verfügbaren Einkommen und der sozialen Herkunft orientieren, keineswegs passé.

3 Soziale Klassen und Milieus

Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Maße über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Der Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung wird heute allerdings eher selten diskutiert. Die Wahrnehmung verlagert sich von der vertikalen Schichtung zur horizontalen Gliederung. Klassenmodelle unterschieden im 19. Jahrhundert die Lohnabhängigen von der Bourgeoisie, die über Produktionsmittel verfügte. Sie betrachteten diese Gegensätze als Triebkräfte des sozialen Wandels. Spätere Analysen akzentuierten weitere Merkmale wie Ausbildung und berufliche Qualifikationen. Max Weber (1922) sah die Lebensführung als wichtige Ursache sozialer Ungleichheit. Indem Menschen erlangte Vorteile sichern, erschweren sie anderen den Zugang. Soziale Schichten prägen nach Theodor Geiger (1932) auch soziale Mentalitäten, wobei ebenfalls soziales Prestige mitspielt.

Die erwähnten Ansätze gehen von vertikalen Ungleichheiten aus. Das änderte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neuere Theorien sozialer Lagen und Milieus beziehen stärker die Individualisierung und das subjektive Wohl ein. Sie nehmen an, dass horizontale soziale Differenzierungen die alten Klassengegensätze ablösen. So charakterisiert Ulrich Beck die Individualisierung «jenseits von Klasse und Schicht» (1986: 121). Er individualisiert die scheinbar stark subjektive Armutfrage und akzentuiert: erstens das Herauslösen aus herkömmlichen Sozialformen, zweitens den Verlust traditioneller Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung dank Wahlmöglichkeiten.

Solche Prozesse lassen sich wohl nachweisen, aber heben sie soziale Klassen wirklich auf? Dass auch gut Gebildete erwerbslos werden, belegt nach Beck eine gewisse Klassenlosigkeit sozialer Ungleichheit. Gesellschaftliche Integration vollziehe sich zunehmend individuell und unabhängig von der

Schichtzugehörigkeit. Anhand der Abhängigkeit von Institutionen zeigt sich indes, wie gesellschaftliche Bedingungen die Krisenanfälligkeit persönlicher Lebenslagen beeinflussen. Soziale Ausschlüsse, Rückzüge und «Schliessungen» (Weber, 1922) sind auch politisch mitverursacht. Der Staat verfügt über institutionelle Leistungen. Je nachdem, wie er den Zugang regelt, verändern sich soziale Ungleichheiten. Gerhard Schulze ([1992] 2000) fasst soziale Milieus als Erlebnisgemeinschaften. Er verlagert die Ursachen sozialer Ungleichheit ins Innenleben der Menschen. Nicht die Knappheit, sondern die Qual der Wahl präge das Handeln der Menschen und die soziale Ungleichheit. Laut Schulze löse die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle ab, das erlebnisorientierte Denken ersetze das produktionsdominierte. Der Alltag erscheine als Lebensbühne und Verlängerung der inneren Perspektive. Aber sind Lebenswelten frei wählbar? Pierre Bourdieu (1984) bringt Struktur und Kultur näher zusammen.

4 Struktur und Kultur

In der Armutforschung dominierte lange ein ultimatives Entweder-Oder. Die einen betonten die innere Dynamik der Armut, andere die äussere. Oscar Lewis beschreibt als «The Culture of Poverty» (1966), wie subjektive Faktoren eine eigene Kultur der Armut prägen, die sich vom gesellschaftlichen Lebensstil unterscheidet. Die Kultur der Armut beinhaltet Verhaltensweisen, die gelernt und weitervermittelt werden und sich in bestimmten Wertvorstellungen äussern. Arme leben in relativ geschlossenen Milieus. Sie kultivieren eigene Handlungsmuster und geben ihre Lebensform über die Sozialisation an kommende Generationen weiter. Ausgeprägt sind Gefühle der Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Resignation. Die Last des Alltags bindet Energie. Sie hindert Arme daran, Zukunftspläne zu entwerfen und zu verwirklichen. Arme nehmen auch weniger am öffentlichen Leben teil, gehören seltener einer Gewerkschaft an, besuchen keine Museen und beziehen sich stark auf die eigene Familie. Der Rückzug verfestigt die Armut. Fatalistische Einstellungen perpetuieren missliche Lagen. Wer Armut bewältigen will, muss sich deshalb nach Oscar Lewis vorwiegend auf diese verinnerlichten Haltungen konzentrieren.

Charles Valentine (1968) vertritt demgegenüber einen anderen Ansatz. Er weist auf die Bedeutung struktureller Rahmenbedingungen hin und setzt der psycho-sozialen die sozioökonomische Hilfe entgegen. Statt Arme zu psychologisieren, sollten wir anerkennen, wie clever sie institutionelle Angebote nutzen und sich (widerständig) engagieren. Zudem seien die Lebensstile sozial Benachteiligter vielfältig zu differenzieren. Charles Valentine wendet sich dagegen, das Denken von Armen als verinnerlichte kulturelle Muster zu

interpretieren. Er versteht deren Verhalten vielmehr als Reaktion auf strukturelle und situative Zwänge. Niedrige Einkommen brächten Arme dazu, so zu handeln, wie sie handeln. Mehr soziale Sicherheiten könnten ihnen helfen, ihre Kräfte gezielter für das eigene Wohl einzusetzen.

Nach meinem Verständnis prägen äussere Rahmenbedingungen innere Dynamiken der Armut stark mit. Beide Dimensionen sind in ihrer Wechselwirkung zu sehen. Was sich quasi drinnen und draussen vollzieht, bezieht sich dialektisch aufeinander. Das eine dokumentiert sich im andern. Und umgekehrt. Die Gleichzeitigkeit der Gegenläufigkeit hebt die Gegensätze nicht auf, verbindet sie aber. Existenzphilosophische Ansätze fragen, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm machen. Diese Sicht ist wichtig, aber nicht selbstverständlich. Gängige Diskurse subjektivieren die Armut. Sie blenden die Kontexte aus und vernachlässigen das Gesellschaftliche im Individuellen. Diese Gefahr besteht auch, wenn wir die Verletzlichkeit von Armutsbetroffenen vornehmlich persönlichen Dispositionen zuschreiben.

Pierre Bourdieu ([1984] 1993) verknüpft Struktur und Kultur, ebenso vertikale und horizontale Differenzierungen. Nach seinem Verständnis sozialer Räume markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Laut Bourdieu führt das Entdecken kultureller Lebensstile dazu, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Die Konkurrenz zwischen den Handelnden kennzeichnet soziale Felder. Wie sich jemand im Alltag durchsetzt, hängt von der Ausstattung mit verschiedenen Ressourcen ab. Wichtig sind das wirtschaftliche Kapital (Vermögen), das soziale Kapital (Beziehungen), das kulturelle Kapital (Bildung) und das symbolische Kapital (Titel). Bourdieu (2004) stellt den sozialen Raum mehrdimensional dar. Dabei zeigen sich asymmetrische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen. Sie verfestigen sich zum Vorteil einzelner. Die Kapitalien sind vielfältig verschränkt und lassen sich unterschiedlich anhäufen. Im Habitus verknüpfen sich gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Bourdieu dynamisiert damit Debatten über die alte und neue Armut. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen prägen den Habitus, zusammen mit teilweise verinnerlichten Dispositionen, die den sozialen Sinn sozialer Akteure leiten. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Individualisierung aktuell sind.

5 Finanzliberale Überlagerungen

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserte sich in der Schweiz für breite Bevölkerungsteile die materielle Lebenssituation. Wichtige soziale Einrichtungen

entstanden, etwa Versicherungen für alte, verwitwete und behinderte Menschen. Die sozialen Unterschiede nahmen ab. Der Staat und die Wirtschaft handelten gemeinsam verbindliche Regeln aus, im Sinne eines politischen Liberalismus, der Arbeit und Kapital als gleichwertig betrachtete. Anfang der 1970er-Jahre schien die Vollbeschäftigung erreicht und die alte Armut passé zu sein. Der Begriff «Neue Armut» bezog sich eher auf immaterielle Aspekte und «Wohlstandsverwöhnte», die mangels Lebenssinn sozial abdrifteten. Das änderte sich mit den rezessiven Einbrüchen der 1970er-Jahre. Zudem setzte sich ab Ende der 1980er-Jahre ein angelsächsischer Neoliberalismus durch, der vor allem darauf abzielt, Kapitalgewinne zu forcieren und die Produktion weiter zu rationalisieren. Wenn Maschinen menschliche Arbeit ersetzen und die Produktivität erhöhen, könnte uns das zwar mehr Zeit und Geld bescherehen. Es hapert aber mit der Verteilung. So nimmt auch in der Schweiz die Erwerbslosigkeit zu und die verfügbaren Einkommen sinken in den unteren Lohnkategorien (Lampart, 2011). Die untersten 25% der Einzelhaushalte verfügten im Jahr 2008 real über weniger Einkommen als 1998. Bei den oberen Einkommen gilt indes, je höher sie sind, desto mehr steigen sie. Das fordert das System der sozialen Sicherheit heraus, das sich einseitig an der Erwerbsarbeit orientiert und neue Lebenslagen teilweise ignoriert. Zudem sinkt die Bereitschaft, Mittel für soziale Einrichtungen bereitzustellen. Die Schweiz gibt seit dem Jahre 2004 trotz steigenden Reichtums tendenziell weniger Anteile des Bruttoinlandsprodukts für die soziale Sicherheit aus (BSV, 2013). Die Sozialleistungsquote sank von 22,3% (2005) auf 20,5% (2008). Und selbst im schwierigsten Jahr (2009) überstiegen die Einnahmen (150 Milliarden Franken) die Ausgaben (133 Milliarden Franken). Das weist das Bundesamt für Sozialversicherung deutlich aus (BSV, 2013). Zudem stiegen die Einnahmen 2010 wieder stärker als die Ausgaben. Die soziale Sicherheit trägt sich selbst. Dieser Befund erstaunt, denn aktuelle Debatten erwecken den Anschein, die soziale Sicherheit lasse sich kaum mehr finanzieren. Sie unterschlagen den Überschuss der Einnahmen. Und sie vernachlässigen übrigens auch, wie die Renten rentieren und über Konsumausgaben viele Arbeitsplätze schaffen. Wobei die soziale Sicherung vor allem aus menschlichen Gründen wichtig ist.

Die Schweiz gehört zu den reichsten Ländern der Welt. Der Reichtum ist allerdings extrem einseitig verteilt. Ein Prozent der privaten Steuerpflichtigen verfügen in der Schweiz laut Credit Suisse (2010) über mehr Nettovermögen als die übrigen 99%. Die soziale Kluft und die forcierte Konkurrenz schwächen aus meiner Sicht die Solidarität und stärken autoritäre Haltungen. Im Jahre 1989 kamen die 300 Reichsten in der Schweiz auf 82 Milliarden Franken, 2013 besaßen sie bereits 564 Milliarden (Bilanz, 2013). Diese Summe entspricht nahezu dem Bruttoinlandsprodukt. Die Aufgestiegenen

verdanken mehr als die Hälfte ihres Reichtums erklecklichen Erbschaften. Der ehemalige Zürcher Kantonsstatistiker Hans Kissling (2008) kritisiert, wie der «Reichtum ohne Leistung» die Schweiz refeudalisiert und auch prekarisiert.

6 Prekarisierung, Instabilität und Fragilität

Die Prekarisierung bezeichnet die Erosion geregelter Arbeits- und Lebensverhältnisse. Sie impliziert das Aufweichen arbeitsrechtlicher und sozialstaatlicher Regelungen. Kollektive Schutzbestimmungen weichen unbefristeten Arbeitsverträgen und temporären oder projektbezogenen Einsätzen. Die Prekarität bezieht sich auf das Instabile und Fragile bei der Arbeit und im Leben. Arbeitsmärkte, die Menschen ausschliessen, erhöhen die Instabilität und Fragilität sozialer Lagen (Mäder und Schmassmann, 2012). Sie irritieren auch Menschen, die über Erwerbsarbeit verfügen. Die Prekarität reagiert auf die Verunsicherung gegenüber der Zukunft und konzentriert vielfältige Risiken, die zu sozialer Benachteiligung und Exklusion führen können. Die Gefahren sind zwar ungleich verteilt. Aber die forcierte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt bedroht zahlreiche Menschen mit Ausschluss. Die Prekarität reicht über klar lokalisierbare Gruppen hinaus und erweist sich als Nährboden einer Verunsicherung. Sie ruft nach mehr Geborgenheit. Und das inmitten einer relativ gut abgesicherten Wohlstandsgesellschaft. Die Suche nach Stabilität verweist auf neue Formen der Labilität. Die Unsicherheit erweist sich als Kehrseite unserer Sicherheitsgesellschaft. Unsere Moderne verlangt eine Mobilität und Flexibilität, die manche Menschen darin überfordert, sich zu schützen und für ihre Existenz zu sorgen. Dazu zwei Beispiele:

1. Eine alleinerziehende Arztgehilfin erzählte mir erfreut, eine Stelle für ein dreiwöchiges Praktikum gefunden zu haben. Und zwar ohne Entgelt. Ich kritisierte dieses Arrangement. Darauf entgegnete sie: Du hast einen guten Job und ich will einen. Der Arzt zog dann dieser Mutter von zwei schulpflichtigen Kindern eine junge Arztgehilfin vor.
2. Ja, vor einem Jahr habe sie noch gut verdient, berichtete mir eine Kioskverkäuferin. 4 000 Franken im Monat. Dank ihrer Bürolehre und ihrer guten Anstellung. Jetzt sei es aber etwas schwieriger. Nach der Scheidung habe sie auch ihren Job wechseln müssen und diesen Kiosk gemietet. Und das sei schon gut so. Allerdings verdiene sie deutlich weniger. Wegen den geringen Margen auf Zeitungen und Zigaretten. Da blieben am Ende des Monats gerade noch 2 300 Franken netto. Trotz Öffnungszeiten von morgens 6.00 Uhr bis abends um 18.30 Uhr.

Mit der Prekarität verbreitet sich ein diffuses Unbehagen. Pierre Bourdieu (1993) beschreibt, wie das Elend lage- und positionsbedingt ist. Die lage-

bedingte Not resultiert aus alltäglichem Leiden und der Erfahrung gesellschaftlicher Minderwertigkeit. Sie kommt im Gefühl der Individuen zum Ausdruck, nur ungenügend Anerkennung und Wertschätzung zu erfahren. Das positionsbedingte Elend bezieht sich auf die Perspektive jener, die es unmittelbar erfahren. Sie bleiben in den Grenzen des Mikrokosmos gefangen. Aus der Perspektive des Makrokosmos erscheint das Elend als relativ oder unreal. Der Vergleich mit dem grossen Elend führt zu Redewendungen wie: «Du kannst dich nicht beklagen.» Oder: «Es gibt Schlimmeres!» Der Blick auf die grosse Not hindert daran, konkretes Leiden wahrzunehmen und zu verstehen, wie etwa die Gefahr der Exklusion die Angst vieler Individuen nährt, weder zu genügen noch anerkannt zu sein.

Die Prekarität hat mindestens zwei Bedeutungen. Die erste ist das Gefühl des Mangels. Sie bezieht sich auf das Nachlassen des Schutzes vor sozialen Risiken wie Armut und Arbeitslosigkeit. Die zweite Bedeutung verweist auf gesellschaftliche Verhältnisse und dominante Formen der Herrschaft. Prekarität resultiert in der ersten Bedeutung aus dem Verlust sozialer Unterstützung, in der zweiten konstituiert sie sich aus einer zugeschriebenen Deklassierung. Diese führt zu viel Leid und seelischer Not. Dazu gehören der Verlust von Selbstvertrauen und das Gefühl von Nutzlosigkeit. In der einen wie der anderen Bedeutung handelt es sich um eine Bedrohung, die das Individuum und seine Angehörigen belasten. Hinzu kommt die berufliche Prekarität. Sie hat viel mit der verlangten Mobilität und Flexibilität zu tun. Und sie verletzt die Integrität benachteiligter Personen.

7 Flexibel und verwundbar

Die berufliche Prekarität zeigt sich im Verhältnis zur Beschäftigung und zur Arbeit. Arbeitnehmende sind in einer prekären Lage, wenn ihre Beschäftigung unsicher ist und sie ihre berufliche Zukunft kaum mehr überblicken. Das zeigt sich etwa bei Beschäftigten, die nur einen befristeten Arbeitsvertrag haben oder permanent von Kündigung bedroht sind. Ökonomische Verwundbarkeit und partielle Einschränkungen sozialer Rechte kennzeichnen diese Lage. Sie ist ebenfalls prekär, wenn die Arbeit kaum von Bedeutung, schlecht bezahlt und innerhalb des Unternehmens wenig anerkannt ist. Erfährt der eigene Beitrag zur gesellschaftlichen Produktion keine Wertschätzung, entwickeln Werk tätige das Gefühl, mehr oder weniger unnütz zu sein. Beide Dimensionen der Prekarität sind eng miteinander verwoben. Sie verweisen auf tief greifende Wandlungen, die Menschen mehr Flexibilität abverlangen und die Verwundbarkeit erhöhen.

In westlichen Ländern ist das Prinzip der Flexibilität an eine allgemeine Aufforderung gekoppelt: Menschen müssen heute möglichst bereit sein, sich

jederzeit einem ständigen Wandel anzupassen. Flexibilität setzt sich als neuer ökonomischer Imperativ durch. Teilzeitarbeit, befristete Beschäftigung und Minijobs weiten die unternehmerischen Freiheiten aus. Das Aufweichen vertraglicher Vereinbarungen, das die Effizienz der Produktion fördern soll, steigert die Verletzlichkeit. Privilegierte würdigen die Flexibilität als unternehmerische Innovation und Emanzipation von bürokratischen Zwängen. Eine Flexibilisierung von Arbeit und Beschäftigung, die keiner kollektiven Steuerung unterliegt, schränkt jedoch soziale Regulationen, Sicherungen und gewerkschaftlichen Einfluss ein. Sie wirkt sich auch auf die psychische Belastung und die körperliche wie seelische Gesundheit von Arbeitnehmenden aus. Einseitig Abhängige verlieren viel Boden unter den Füßen. So kehrt die soziale Unsicherheit in reiche Gesellschaften zurück.

Das Risiko, schwer zu erkranken, vorzeitig zu sterben, einen Unfall zu erleiden oder Gewalt zu erfahren, ist für Arme in jeder Lebensphase signifikant höher. Die Lebenserwartung sinkt von der obersten zur untersten Einkommensschicht. Auch die Säuglings- und Kindersterblichkeit ist höher. Bei der Gesundheit zeigt sich laut Bundesamt für Gesundheit (2006) und Schweizerischer Gesundheitsbefragung 2012 (Hasler, 2014) klar ein sozialer Gradient. Je tiefer die soziale Schicht, desto höher die Krankheitslast. Erwerbslose unternehmen z. B. häufiger Suizidversuche. Lebenspartnerinnen und Kinder zeigen mit zeitlicher Verzögerung ähnliche psychische Reaktionen. Infektionen und chronische Erkrankungen häufen sich. Schlechte Ernährung, Übergewicht und Konsum von Fast Food kommen in armen Familien häufiger vor. Armut macht krank – und Krankheit macht arm.

Die verschärfte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt verlangt von Arbeitnehmenden mehr Risiko und Flexibilität. Sie erhöht für viele den Stress in der Arbeit. Damit erhöhen sich psychisch bedingte Arbeitsausfälle, und zwar am meisten bei jenen, die sich weniger mit ihrer Arbeit identifizieren können (Neckel und Wagner 2013). Die geforderte Mobilität vermittelt ein schier fatalistisches Gefühl, externen Marktzwängen ausgeliefert zu sein. Wer den Anschluss nicht schafft, läuft Gefahr, ausgegrenzt zu werden. Zum einen aus Angst, es könnte einen selbst treffen. Die Angst führt je nachdem dazu, diskriminierend auf andere zu zeigen. Zum andern sind wir auch vom Kindesalter an gewohnt, von vermeintlichen Schwächen und Niederlagen anderer zu profitieren. Dies unterläuft die Solidarität. So verstärkt sich ein utilitaristisches Denken, das Menschen vornehmlich nach ihrem wirtschaftlichen Output und danach taxiert, ob sie gesellschaftliche Vorgaben anständig erfüllen. Wer da nicht mithält, gilt bald einmal als «gestört», wiewohl das eher auf die Verhältnisse zutrifft. Daher tun wir gut daran, auch immer danach zu fragen, wie normal die postulierte Normalität eigentlich ist. Verletzte

und verwundete Menschen sind jedenfalls besonders auf Solidarität, soziale Sicherheit und Gerechtigkeit angewiesen.

8 Soziale Sicherheit und Gerechtigkeit

Soziale Gerechtigkeit intendiert ein Miteinander, das sich am sozialen Ausgleich und psychischen Wohl orientiert. Sie postuliert, wichtige Ressourcen fair zu verteilen. Der politisch liberale John Rawls verfasste eine «Theorie der Gerechtigkeit» ([1971] 1979). Dabei bilden zwei Prinzipien das Fundament. Das erste Prinzip garantiert allen Menschen gleiche Grundfreiheiten, z. B. das Stimm- und Wahlrecht, die Redefreiheit, den Schutz vor Willkür sowie das Recht auf Eigentum. Das zweite Prinzip verlangt faire Chancengleichheit. Wird Ungleiches gleich behandelt, bleibt es ungleich. Daher ist bei sozioökonomischen Veränderungen darauf zu achten, dass sie benachteiligten und verletzlichen Menschen mehr Sicherheit und Geborgenheit bringen.

Gerechtigkeit begnügt sich aber nicht damit, sozioökonomische Ungleichheiten zu überwinden. Axel Honneth (Frazer und Honneth, 2003) fordert eine gerechte Gesellschaft, die mit wechselseitiger Anerkennung die individuelle Selbstentfaltung fördert. Soziale Gerechtigkeit beruht aus seiner Sicht auf drei Prinzipien der Anerkennung: Rechtsgleichheit, individuelle Leistung und Liebe. Alle Menschen haben Anspruch auf gleichen Zugang zum Recht, zu sozialer Wertschätzung und affektiver Zuwendung. Diesem Ansatz zufolge kommt zur ökonomischen Umverteilung unabdingbar die Anerkennung hinzu. Nancy Frazer (ebd.) akzentuiert die Umverteilung gegenüber der Anerkennung. Gerechtigkeit verlange beides: eine ökonomische Perspektive und symbolische Anerkennung. Als dritte Komponente erwähnt sie die Politik. Dies im Sinne einer Sozialpolitik, die existenzielle Sicherheiten garantiert und sich nicht vornehmlich auf die kulturelle Ebene verlagert. Im Kontext zunehmender sozialer Ungleichheit sei es etwas zynisch, die Anerkennung einseitig zu betonen.

9 Beispiele gelungener Lebenspraxis

Marianne Gronemeyer (1976) analysierte, was sozial Benachteiligte und verletzte Menschen motiviert, sich für ihre eigenen Interessen einzusetzen. Als Beispiel führte sie die Situation stark verletzlicher Landarbeitskinder in der Toskana an, die in der öffentlichen Schule «versagten». Von sich aus unternahmen Eltern und Kinder zunächst wenig. Die tief verwurzelte Überzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit lähmte sie. Da nahm sich der Pater Lorenzo di Milani ihrer an. Er unterrichtete sie, schaffte die Noten ab, stimmte das Tempo auf die Langsamsten ab, setzte die älteren Kinder als

Tutorinnen und Tutoren ein und orientierte sich an den konkreten Fragen der Kinder. Diese Massnahmen führten zu dem frappanten Resultat, dass nun alle Kinder die Abschlussprüfung bestanden und die Voraussetzungen für eine Berufslehre erfüllten. Die Wut und Empörung über das «Versagen» waren so lange machtlos gegen die Resignation, bis Handlungsalternativen entstanden. Der äussere Impuls half, Unrecht aufzudecken und eigene Ressourcen für eigene Interessen zu mobilisieren.

Auch heute nehmen sozial Benachteiligte ihr «Schicksal» oft resigniert hin und interpretieren zugeschriebene, an gesellschaftlichen Verhältnissen liegende «Defizite» als persönliches Versagen, das sie sich selber anlasten. So lassen sich gesellschaftliche Probleme einfacher auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben (wollen). Wenn sie ihr «Schicksal» akzeptieren, laufen sie weniger Gefahr, beim Versuch, etwas zu verändern, abermals zu «scheitern». Wer sich mit dem Vorhandenen zufriedengibt, schützt sich gegen weitere Enttäuschungen. Die Angst führt zum Rückzug. Sie behindert das Denken und Ausprobieren. Der Pakt mit dem Verzicht macht den Verzicht aushaltbar. Dagegen helfen Erfahrungen gelungener Lebenspraxis, eigene Verletzlichkeit anzugehen und Widerstandskraft zu stärken. Wichtig wäre das Bewusstsein, dass missliche Situationen veränderbar sind. Der Hinweis auf die kollektive Betroffenheit vermag persönliche Schuldgefühle zu entlasten. Das Vertrauen in eigene Kompetenzen erfordert konkrete, überschaubare und machbare Schritte. Die Erfahrung, dass Veränderungen möglich sind, motiviert dann zu weiteren Schritten. Die blockierende «Du-sollst»-Anforderung kann sich so in eine «Ich-kann-etwas»-Haltung verwandeln und knüpft an vorhandene Ressourcen und Fähigkeiten an, die oft lange angstbesetzt und zugeschüttet waren.

Diese Orientierung an den Kompetenzen unterstützt die Menschen, die eigenen Möglichkeiten zu entfalten und kontrastiert die an den Defiziten orientierten Ansätze oder behavioristische Reiz-Reaktionskonzepte, wie sie heute wieder in mechanischen Input-Output-Modellen aufleben. Marianne Gronemeyer (1976) wehrt sich dagegen und vertritt implizit eine Gegenthese zu Ulrich Beck. Dieser geht in der «Risikogesellschaft» (1986) davon aus, dass wir auf dem Weg von der industriellen zur reflexiven Moderne zunehmend in der Lage seien, künftige Probleme zu antizipieren und präventiv darauf zu reagieren. Marianne Gronemeyer beschreibt indessen, wie das Krisen- und Opferbewusstsein dazu führen kann, sich ins Schneckenhäuschen zu verkriechen oder blind vorwärts zu flüchten. Sie kritisiert auch kausale Verelendungstheorien, die annehmen, je schlechter es Menschen gehe, desto mehr würden sie sich wehren. Vielmehr weist sie auf Beobachtungen hin, die veranschaulichen, wie jene, die mit dem Rücken zur Wand stehen, kaum in der Lage sind, sich für eigene Interessen zu engagieren.

10 Widerstandskraft stärken – Empfehlungen

Die Existenzsicherung muss als eine gesellschaftliche Aufgabe verstanden werden. Sie darf nicht vom Goodwill einzelner Wohlmeinender abhängen. Vielmehr sind die unteren Löhne anzuheben und die soziale Sicherung auszuweiten. Die reiche Schweiz kann sich das erlauben. Hierzu sind politischer Wille und Mut gefragt, wie es ein Graffiti an einer Berner Mauer formuliert: «Wir scheitern nicht an den Niederlagen, die wir erleiden, sondern an den Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.»

Solidarität bedeutet Verbundenheit und verlangt Engagement, vor allem auch für sozial Benachteiligte und verletzte Menschen. Einer Gesellschaft geht es gut, wenn es möglichst allen gut geht. Dazu sind konkrete individuelle Hilfeleistungen nötig, die an jeweils spezifische Lebenslagen und Verletzungen anknüpfen.

Ein ehemaliger Verdingbub berichtete uns in einer Studie (Mäder, 2011), wie er in schwierigen Situationen immer wieder an einen Polizisten dachte, der ihn einst in Schutz genommen hatte. Das gab ihm zeitlebens Halt und unterstützte seine Resilienz. So ist jeder Schritt ein Schritt, wenn er z. B. dazu beiträgt, sich gegen Unrecht zu wehren. Die Qualität einzelner Anstrengungen hängt wesentlich davon ab, ob es gelingt, Menschen strukturell den Rücken und ihre Widerstandskraft zu stärken. Dazu kann auch eine kritische Wissenschaft beitragen.

Eine kritische Wissenschaft setzt sich mit gängigen sozialen Praktiken auseinander, die soziale Ungleichheiten zuweilen mit paternalistischen Konzepten einer bloss symbolischen Umverteilung angehen. Sie wendet sich dagegen, sozial Benachteiligte als passive Hilfsempfänger zu stigmatisieren und deren Autonomiepotenziale zu verkennen. Wer das vorhandene Gefüge nicht gründlich analysiert, zementiert soziale Ungleichheiten und entmündigende Abhängigkeiten. Wichtig sind konkrete Schritte, die demokratische Teilhabe und emanzipatorische Potenziale ausweiten. Soziale Theorien verknüpfen strukturelle, kulturelle und individuelle Bezüge. Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind weder naturgegeben noch Schicksal. Verletzlichkeit verlangt, Unrecht und Verwundbarkeit differenziert wahrzunehmen. Wichtig ist ein sensibler und engagierter Umgang, der individuelle Verletzungen vermindert und sozialen Ausgleich strukturell fördert. Dabei hilft auch die schier subversive Frage, was eigentlich wesentlich ist im Leben. Sie entlastet von überhöhten Erwartungen und fördert eine lebendige Gelassenheit.

11 Literatur

- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bilanz, Das Schweizer Wirtschaftsmagazin. Die Reichsten 300. Nr. 24, Zürich 2013.
- Bourdieu, Pierre (2004), *Der Staatsadel*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Bourdieu, Pierre (1993), *La misère du monde*, Paris: Le Seuil.
- Bourdieu, Pierre (1984), *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983), Ökonomisches Kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt: Sonderband 2), Göttingen: Schwartz, 183–198.
- Bundesamt für Gesundheit (2006), *Gender Gesundheitsbericht Schweiz*, Bern: BFG.
- Bundesamt für Sozialversicherung (2013), *Schweizerische Sozialversicherungsstatistik 2013*, Bern: EDI.
- Credit Suisse (2010), *Global Wealth Databook*, Zürich: Credit Suisse.
- Frazer, Nancy und Axel Honneth (2003), *Umverteilung oder Anerkennung?*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geiger, Theodor (1932), *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart: EA.
- Gronemeyer, Marianne (1976), *Motivation und politisches Handeln. Grundkategorien politischer Psychologie*, Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Hasler, Gregor (2014), Der gefühlte Stress nimmt zu, *NZZ am Sonntag*, 21. September, 55.
- Kissling, Hans (2008), *Reichtum ohne Leistung. Die Feudalisierung der Schweiz*, Zürich/Chur: Rüegger Verlag.
- Lampart, Daniel und David Gallusser (2011), *Verteilungsbericht*, Dossier Nr. 77, Bern: SGB.
- Lewis, Oscar (1966), The Culture of Poverty, *Scientific American*, 215/4, 19–25.
- Mäder, Ueli und Hector Schmassmann (2012), Soziale Bedingungen psychischer Belastungen: Flexibilität, Individualität und Prekarität, *Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie*, Muttenz, Nr. 5, 187–191.
- Mäder, Ueli (2011), Verdingkinder in der Schweiz, in: Karl Friedrich Bohler et al. (Hrsg.), *Land-Berichte, Sozialwissenschaftliches Journal*, XIV. Jg., Heft 2, Aachen: Shaker Verlag.
- Mäder, Ueli; Jey Ganga Aratnam und Sarah Schilliger (2010), *Wie Reiche denken und lenken*, Zürich: Rotpunktverlag.
- Neckel, Sighard und Greta Wagner (2013), *Leistung und Erschöpfung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rawls, John ([1971] 1979), *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schulze, Gerhard ([1992] 2000), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Simmel, Georg ([1908] 1983), Exkurs über den Fremden, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Valentine, Charles A. (1968), *Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals*, Chicago: University of Chicago Press.
- Weber, Max ([1922] 1980), *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr.